



Glaubenssachen

Sonntag, 11. August 2024, 08.40 Uhr

Im siebten Himmel
Glauben und Glückseligkeit
Von Bruno Preisendörfer

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

In der Bibel gibt es keinen siebten Himmel. Im Koran auch nicht. Aber dafür in Köln ...

... als Namen eines Matratzenladens ...

... in München ...

... als Modegeschäft ...

... oder in Eschborn ...

... als Buchladen.

Vielleicht wäre dort eine Ausgabe von Dantes *Göttlicher Komödie* zu finden und darin die Anzahl von ...

... neun Himmeln!

Genauso viele, wie es dort Höllen gibt, zusammen mit der Vorhölle sind es zehn. Aber wenigstens bei Dantes Purgatorium, dem Fegefeuer, kommt die oft als ‚heilig‘ apostrophierte Zahl sieben zum Tragen – wenn man es denn so ausdrücken will. Im Purgatorium müssen sich die Seelen auf sieben ‚Terrassen der Läuterung‘ bewähren. Die Siebenzahl der Läuterungsterrassen entspricht den sieben Hauptlastern, oft, wenn auch theologisch nicht ganz korrekt, als ‚Todsünden‘ bezeichnet: *superbia* – der Hochmut; *avaritia* – die Gier; *luxuria* – die Wollust; *ira* – der Zorn; *gula* – die Völlerei; *invidia* – der Neid; *acedia* – die Trägheit, vor allem die Trägheit des Herzens. *Luxuria* allerdings wird von glücklich Verliebten eher nicht als Sünde empfunden, sondern als Lust ...

„Doch alle Lust will Ewigkeit – will tiefe, tiefe Ewigkeit!“

Das stammt vom wenig gottesfürchtigen und noch weniger himmelsverrückten Nietzsche. – Jedenfalls: Verliebte Leute, die sich ‚anhimmeln‘, pflegen nicht an Sünde zu denken, wenn sie gerade im ‚siebten Himmel‘ schweben, auch wenn – leider – manchmal doch noch das Fegefeuer folgt. Oder, um es mit Luther zu sagen:

„Die erste Liebe ist feurig, eine trunkene Liebe, mit der wir geblendet werden und wie die Trunkenen hinangehen. Wenn wir die Trunkenheit ausgeschlafen haben, dann bleibt in den Frommen die echte Eheliebe, die Gottlosen aber haben die Reue.“

Vom irdisch bewerkstelligten ‚siebten Himmel‘ der Verliebtheit abgesehen: Was ist eigentlich überhaupt mit ‚Himmel‘ gemeint, unabhängig von Zahl und Rang?

„Nach traditioneller Vorstellung ist der Himmel die Sphäre Gottes jenseits und außerhalb der bekannten Welt. Nach heutiger Vorstellung ist der Himmel kein Ort, sondern ein Zustand, bei dem ein verstorbener Mensch unverstellt und ungehindert mit Gott eins ist. Jenseits oder Transzendenz bezeichnet eben diesen Zustand, der unserer

menschlichen Erfahrung unzugänglich ist, solange wir leben. Der Himmel ist damit weder ein bestimmter Ort im Jenseits noch ein Zustand der ewigen Ruhe.“

So definiert es das Online-Lexikon von *katholisch.de*. Aber ist das nicht ein wenig enttäuschend, ein Konzept der theologischen Profis ohne Kontakt zu den Bedürfnissen und der Bedürftigkeit der Laien? Wo sollen denn da die Glücksgefühle herkommen beim irdischen Hoffen auf die himmlische Glückseligkeit?

Viel und mehr versprechende Antworten auf diese Fragen geben die Unterrichtsmaterialien zum Thema „Glück in den Weltreligionen“, zusammengestellt von der ARD. Die Darstellung handelt von den Glücksvorstellungen in den drei monotheistischen Weltreligionen Judentum, Christentum und Islam, sowie im Buddhismus und auch im Hinduismus. Dort ist das Glück und die Macht und der Reichtum und das Wohlergehen und die Schönheit, eben alles, was Menschen sich nur wünschen können, in der Göttin Lakshmi verkörpert. Hingegen heißt es über das Christentum, gleichsam als Vorwarnung:

„Das Wort Glück findet sich kein einziges Mal im Neuen Testament.“

Es wird aber, als eine Art Trost, sofort hinzugefügt, dass dafür *Seligkeit, Heil* und *Freude* vorkommen, zum Beispiel, wenn in der neutestamentlichen Weihnachtsgeschichte den Hirten auf dem Feld die Geburt Christi verkündet wird. Luther bietet die Szene aus dem Lukas-Evangelium so dar:

„Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet auch nicht. Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird. Denn euch ist heute der Heiland geboren. [...] Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen. Und als bald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: >Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Welch ein himmlisch-herrliches Glücksversprechen an die Menschen, an alle Menschen! Was der Engel den Hirten von Bethlehem verkündete, wurde in Jerusalem einem gottesfürchtigen Mann namens Simeon buchstäblich in die Arme gelegt. Ihm war geweissagt worden, er werde erst den Tod sehen, nachdem er den Messias gesehen habe. Als Maria und Joseph den neugeborenen Jesus in den Tempel brachten, wie es nach Sitte und Gesetz zu geschehen hatte, nahm Simeon das Kind auf seine Arme und bat, vom Glück überwältigt:

„Herr, nun lässt du deinen Diener im Frieden fahren, wie Du gesagt hast. Denn meine Augen haben den Heiland gesehen.“

Simeon konnte also sterben vor Glück. Ein wiederum beseligendes Echo hat die Begebenheit in einer Bach-Kantate gefunden:

„Ich habe genug, / ich habe den Heiland, das Hoffen der Frommen, / auf meine begierigen Arme genommen, / ich hab ihn erblickt, / mein Glaube hat Jesum ans Herze gedrückt, / nun wünsch ich, noch heute mit Freuden / von hinnen zu scheiden.“

Wer einmal als Patin oder Pate einen Säugling am Taufstein auf den Armen hielt, wird dieses Glücksgefühl nachempfinden können, auch wenn es nicht in Todessehnsucht mündet wie in der Bachkantate. Die endet – für heutige Ohren nahezu eine Provokation – mit einem regelrechten Freudentanz:

„Ich freue mich auf meinen Tod, / ach, hätt er sich schon eingefunden. / Da entkomm ich aller Not, / die mich noch an die Welt gebunden.“

Um noch einmal auf die Unterrichtsmaterialien zum Glück in den Weltreligionen zurückzukommen:

„Jedes Glück im Leben ist aber nur eingeschränkt: Das ewige und vollkommene Glück erfahren die Christen gemäß ihrem Glauben nach dem Tod, wenn sie in Gottes Himmelreich kommen.“

Das klingt, man kann es nicht anders sagen, etwas ratlos, vor allem, wenn man sich an die Auskunft des katholischen Online-Lexikons zur himmlischen Ortlosigkeit erinnert. Aber mehr können wir eben nicht wissen, es sei denn, man würde die Glücksberichte von Menschen mit Nahtoderfahrungen als Tatsachenberichte aus dem Jenseits anerkennen.

Der Glaube, nicht ein existenzielles Erlebnis oder irgendeine Art von ‚Sachbeweis‘ ist die Voraussetzung dafür, den Tod nicht als Daseinsende zu fürchten, sondern ihm als Schwelle zur ewigen Glückseligkeit entgegenzusehen. Eben dies haben die großen Religionen gemeinsam. Um es einmal nicht theologisch, sondern psychoanalytisch auszudrücken, und zwar mit den Worten des 2009 gestorbenen Schweizer Psychoanalytikers und Ethnologen Paul Parin:

„In zahlreichen Religionen finden sich festgefügte Vorstellungen von dauerndem Glück, als Paradies im Jenseits, das nach dem Tod unter jeweils wechselnden Bedingungen zu erreichen ist. So sehr sie sich nach den einzelnen Glücksbedingungen unterscheiden, ist ihnen zuerst einmal die Tendenz zur Dauer des glücklichen Zustands gemeinsam. Nachdem die entsprechenden Stufen durchlaufen sind, bleibt der Glückszustand erhalten. Nicht nur die christlichen und islamischen Paradiese verheißen ein dauerndes Glück. Auch das Aufgehen der Seele ins Nichts der östlichen Religionen verspricht einen glücklichen Zustand. Die Kränkung, daß das Leben endlich ist, wird durch die Glückseligkeit des unendlichen Seins kompensiert.“

Das ist typisch für die Nachfolger Sigmund Freuds und auch für Freud selbst: Religion als Kompensation eines Mangels, eine Kompensation, die nach Freud die meisten Menschen nötig haben, denn das Leben ist nicht nur endlich, sondern auch sinnlos.

„Die Frage nach dem Zweck des menschlichen Lebens ist unzählige Male gestellt worden“ ...

... schrieb Freud in seinem Aufsatz *Das Unbehagen in der Kultur*, eine Art Fortsetzung der Schrift *Die Zukunft einer Illusion*, was auf die Religion als eine solche abzielte. Die Frage nach Sinn und Zweck des Lebens, schrieb Freud weiter ...

... „hat noch nie eine befriedigende Antwort gefunden, läßt eine solche vielleicht überhaupt nicht zu. [...] Wir wenden uns darum der anspruchsloseren Frage zu, was die Menschen selbst durch ihr Verhalten als Zweck und Absicht ihres Lebens erkennen lassen, was sie vom Leben fordern, in ihm erreichen wollen. Die Antwort darauf ist kaum zu verfehlen: sie streben nach dem Glück, sie wollen glücklich werden und so bleiben.“

Gerade das glücklich bleiben, das irdische und auch ewige Andauern des Glücks ist jedoch unmöglich. Hören wir noch einmal Freud:

„Was man im strengsten Sinne Glück heißt, entspringt der eher plötzlichen Befriedigung hoch aufgetauter Bedürfnisse und ist seiner Natur nach nur als episodisches Phänomen möglich. Jede Fortdauer einer vom Lustprinzip ersehnten Situation ergibt nur ein Gefühl von lauem Behagen; wir sind so eingerichtet, daß wir nur den Kontrast intensiv genießen können, den Zustand nur sehr wenig.“

Der Befund wird von der menschlichen Erfahrung bestätigt und von Hirnforschern bekräftigt, etwa von Gerhard Roth:

„Eine Frage, die viele Menschen bei ihrem Streben nach Lust und Glück beschäftigt, ist die nach den Gründen für die notorische Flüchtigkeit von Glücksgefühlen.“

Kein Wunder, dass Freud etwas freudlos behauptete:

„Somit sind unsere Glücksmöglichkeiten schon durch unsere Konstitution beschränkt.“

Könnte dann eine Dimension ewiger Glückseligkeit nicht darin bestehen, eben diese Konstitution aufzuheben, dem Gefangensein in der ‚conditio humana‘ endlich zu entinnen? Aber auf diese Hoffnung ließ Freud sich nicht ein:

„Die Absicht, daß der Mensch >glücklich< sei, ist im Plan der >Schöpfung< nicht enthalten.“

Das „glücklich“ setzte Freud in Anführungszeichen – und die „Schöpfung“ auch. Wenn *Schöpfung* nur eine Metapher ist und Gott bloß ein Symbol, dann ist die Frage nach religiösem Glück eher psychologisch denn theologisch zu beantworten.

Aber wie verhält es sich, wenn es Gott gibt und dennoch kein Glück, jedenfalls kein irdisches? Von dieser Erwägung wurde in höchster Ausführlichkeit beispielsweise Henri-Frédéric Amiel gequält, ein unauffälliger Genfer Philosophieprofessor, der posthum mit

seinem *Journal intime* berühmt wurde, einem 17.000 Manuskriptseiten umfassenden Tagebuch und Lebensbeichte im Wortsinn. Am 8. Dezember 1869 notierte er, was ihm seine Putzfrau gesagt hatte: „Der liebe Gott will nicht, daß man glücklich ist.“ Dann fährt Amiel fort:

„Dieser tiefe Gedanke, der die ganze christliche Philosophie zusammenfasst – denn es ist die fromme Verherrlichung des Leidens – ist bis ins Bewußtsein der Niedrigsten und Geringsten gedrungen. Das Unglück ist vom lieben Gott gewollt, also ist das Leiden ein Gut. Dieses ungeheuerliche Paradox ist ganz einfach und sogar volkstümlich geworden. Es besagt, daß dieses Leben nur eine Prüfung unserer Geduld ist und daß das wahre Leben nachher kommt. Das Christentum ist ein Betrug“...

... Freud schrieb höflicher von einer Illusion ...

„Das Christentum ist ein Betrug, wenn die Seele nicht unsterblich ist; denn es verweist die Gerechtigkeit und das Glück in den Himmel und erzielt das sittliche Gleichgewicht durch den Glauben an Zukunftsversprechungen.“

Übrigens war die von Amiel zitierte Putzfrauenweisheit durch eine Banalität ausgelöst worden. Der Professor hatte ihr gegenüber die Unbehaglichkeit seiner noch nicht vollständig eingerichteten neuen Wohnung beklagt. Davon ausgehend könnte man die Szene auf die Spitze treiben und der Vermutung Raum lassen, dass die meisten Leute, wenn davon die Rede ist, ‚Wohnung im Himmel zu nehmen‘, in naiver Projektion eine Art superoptimierter Erdenwohnung im Sinn haben, auch wenn theologische Lexika darauf beharren, dass der Himmel kein Ort ist. Dabei hat Jesus beim letzten Abend-mahl seine Jünger dem Johannesevangelium zufolge mit den Worten getröstet:

„In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wenn's nicht so wäre, so wollte ich zu euch sagen: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten.“

Der Heilige Thomas, der immer alles genau wissen wollte, erkundigte sich:

„Herr, wir wissen nicht, wo du hin gehst, und wie können wir den Weg wissen?“

Vielleicht erinnerte sich Thomas an Psalm 16:

„Du tust mir kund den Weg zum Leben, bei Dir ist Freude die Fülle.“

Jesus antwortete:

„Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben.“

Dann ließ er die Erläuterung folgen:

„Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht. Ihr habt gehört, daß ich euch gesagt habe: Ich gehe hin und komme wieder zu euch.“

Als es dann soweit war und Jesus sich nach der Auferstehung den Jüngern zum ersten Mal zeigte, war Thomas abwesend, und dem Zeugnis der anderen Jünger wollte er nicht glauben. Er konnte das Wunder der Auferstehung erst begreifen, nachdem er es tatsächlich handgreiflich begriffen hatte: Er legte bei der zweiten Wiederkunft Jesu die Hand in die Seitenwunde, die am Kreuz mit einem Speer geöffnet worden war. Jesus sagte daraufhin:

„Weil du mich gesehen hast, Thomas, so glaubest du. Selig sind die nicht sehen und doch glauben.“

Die Seligkeit, die Glückseligkeit liegt also im Glauben selbst. Auch im Koran ist die höchste Glückseligkeit immateriell, trotz der Verheißung paradiesischer Wohnungen in Sure 9:

„Verheißen hat Allah den Gläubigen, Männern und Frauen, Gärten durchteilt von Bächen, ewig darinnen zu verweilen, und gute Wohnungen in Edens Gärten. Aber Wohlgefallen bei Allah ist besser als dies. Das ist die große Glückseligkeit.“

Die große ‚Glückseligkeit‘ ist im Islam wie im Christentum immateriell und leibfern. Doch fehlen hier wie dort auch die erdennahen, gewissermaßen bodenständigen Paradiesversprechen nicht, die den religiösen Laien gewöhnlich am Herzen liegen. Beispielsweise lassen die neutestamentlichen Seligpreisungen die Hoffnung auf die Erfüllung irdischer Wünsche offen, auf die Entschädigung der Leidtragenden, der Sanftmütigen, der Barmherzigen, der Friedfertigen:

„Seid fröhlich und getrost. Es wird euch im Himmel wohl belohnt werden.“

Im Buddhismus ist das anders. Dort gibt es keine Götter, keine Himmel, keine paradiesische Glückseligkeit – nur das Nibbana, bei uns besser bekannt als ‚Nirwana‘, das Verlöschen, das Verlassen des Kreislaufs der Wiedergeburt. In den überlieferten Reden des Buddha heißt es:

„Das Geborene, Gewordene, das Entstandene, das Geschaffene, ursächlich Bedingte, Vergängliche, das Alter und Tod reifen lassen, das ein Nest von Krankheit ist, leicht zu zerstören, das zur Grundlage die Unterstützung der Nahrung hat, nicht genügt dies, um sich daran zu freuen. Welches die Befreiung von jenem bedeutet, das noch jenseits des erwägenden Denkens liegt, das Ewige, das Ungeborene und nicht Entstandene, die leidfreie und fehlerlose Stätte, das Vergehen, das Zuruhekommen der Triebkräfte, das ist das Glück.“

Ein europäisches Echo hat diese Seinsauffassung in der Philosophie Arthur Schopenhauers gefunden. Mit der ihm eigenen Drastik behauptete er ...

... „daß unser ganzes Dasein etwas ist, das besser nicht wäre und welches zu verneinen und abzuweisen die größte Weisheit ist“.

Man fühlt sich direkt an den Teufel erinnert, an den sardonischen Mephisto in Goethes *Faust*,

„denn alles, was entsteht, / ist wert, daß es zugrunde geht; / drum besser wär's, daß nichts entstünde.“

Doch die Analogie ist oberflächlich. Der mephistophelische Nihilismus im *Faust* und der philosophische Nihilismus bei Schopenhauer sind etwas anderes als das Glück der Daseinentwindung bei Buddha. Schopenhauer selbst allerdings beharrt:

„Denn nicht allein die Religionen des Orients, sondern auch das wahre Christentum hat durchaus jenen asketischen Grundcharakter, den meine Philosophie als Verneinung des Willens zum Leben verdeutlicht.“

Wie auch immer – wenn man dort angekommen ist, wo Schopenhauer seine Leserschaft hinlenken wollte, kommt es auf so etwas wie ‚Glück‘ nicht mehr an, weil es eben auf nichts mehr ankommt. Aber – zum Glück – hat Gott die Menschen mit Glücksverlangen ausgestattet. So lehrte der Kirchenvater Augustinus:

„Gewiß wollen wir alle glücklich leben, und im Menschen-geschlecht gibt es niemand, der diesem Satz nicht zustimmte, noch bevor er voll ausgesprochen ist.“

Und so bekräftigt es der *Katechismus der Katholischen Kirche*:

„Die Tugend der Hoffnung entspricht dem Verlangen nach Glück, das Gott in das Herz jedes Menschen gelegt hat. Sie nimmt in sich die Hoffnungen auf, die das Handeln der Menschen beseelen; sie läutert sie, um sie auf das Himmelreich auszurichten; sie bewahrt vor Entmutigung, gibt Halt in Verlassenheit; sie macht das Herz weit in der Erwartung der ewigen Seligkeit. Der Schwung, den die Hoffnung verleiht, bewahrt vor Selbstsucht und führt zum Glück der christlichen Liebe.“

Das sei abschließend ergänzt mit dem Rat, den Luther in seinen „Tischreden“ gegeben hat:

„Fliehet die Traurigkeit, deren Urheber der Satan ist, und dienet Gott mit Freude.“

* * *

Zum Autor:

Bruno Preisendörfer, Studium der Germanistik, Politikwissenschaft und Soziologie in Frankfurt am Main und Berlin; von 1995-1999 Redakteur der Zeitschrift "Freibeuter"; Schriftsteller und Journalist in Berlin